

Bibliographie

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Internationale kirchliche Zeitschrift : neue Folge der Revue internationale de théologie**

Band (Jahr): **38 (1948)**

Heft 1

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bibliographie

von *Balthasar, Hans Urs*: **Wahrheit. Wahrheit der Welt**. 312 Seiten. Broschiert Fr. 9.—, gebunden Fr. 12.— Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Einsiedeln/Zürich.

Es ist nicht möglich, in einer kurzen Buchanzeige den reichen Gehalt dieses schriftstellerisch hervorragenden Werkes auch nur annähernd anzudeuten. Beschränken wir uns darauf, seine Grundabsicht hervorzuheben.

Der Verfasser will auf der Grundlage der platonisch-aristotelischen und augustinisch-thomistischen Überlieferung, insbesondere der Abhandlung des Aquinaten «Über die Wahrheit» und unter Berücksichtigung der modernen Denkversuche, insbesondere der Phänomenologie und des Existenzialismus, eine Wesensbeschreibung der Wahrheit «innerhalb der Welt» — also eine natürliche Philosophie auf christlicher Grundlage geben. Seine Absicht ist dabei, die durch die vielfach lehrbuchartige Behandlung in Erstarrung geratene thomistische Philosophie aufzulockern und dem modernen Verständnis näherzubringen und andererseits die positiven Ergebnisse der modernen Philosophie in die patristisch-scholastische Überlieferung einzubauen. In der Tat gelangen dem Verfasser auf diesem Wege zum Teil sehr gewichtige Aufhellungen inadäquater moderner Fragestellungen, wie auch geschickte Richtigstellungen katholischer Positionen, die in der konfessionellen Kontroverstheologie vom Protestantismus her angefochten worden waren.

Da das Buch sich an gebildete Laien und nicht an Fachtheologen wendet, verzichtet der Verfasser leider auf eine expresse Auseinandersetzung mit den von ihm visierten Gegnern, wie überhaupt das Werk weniger im Stile einer wissenschaftlichen Abhandlung als vielmehr einer dichterisch beschwingten spekulativen Apotheose der philosophia perennis

der römisch-katholischen Kirche abgefasst ist. U. K.

von *Brandenstein, Béla*: **Der Mensch und seine Stellung im All**. 608 Seiten. Broschiert Fr. 19.—, gebunden Fr. 24.—. Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Einsiedeln/Zürich.

Unter den in den letzten Jahren erschienenen Anthropologien nimmt vorliegende insofern eine besondere Stellung ein, als sie nicht eine neue, auf Grund der Forschungsergebnisse der modernen Psychologie erarbeitete Wesensschau des Menschen zu geben versucht, sondern umgekehrt die Resultate der neueren biologischen und psychologischen Wissenschaft in das Menschenbild einordnet, das die Scholastik in ihrer Synthese von christlichem Glauben und antiker Philosophie bereits geschaffen hat. «Analytisch», wie der Verfasser seine Methode nennt, ist der Gedankengang des Buches allein darin, dass auf dem Hintergrund dieser Synthese die einzelnen Schichten des menschlichen Seins — das physiologische, kulturelle, psychologische und geistige Leben — in ihrer Besonderheit sorgfältig voneinander geschieden und in ständiger Auseinandersetzung mit den einschlägigen modernen Theorien dargestellt werden. Mag sein, dass dabei die psychologischen Theorien der Neuzeit — geschichtlich und systematisch — in allzu grosse Nähe gerückt werden zu den Wesensbestimmungen der christlich-mittelalterlichen Philosophie und dass hinter diesen die eigentlich theologischen Aussagen ungebührlich zurücktreten.

Das sorgfältig gearbeitete Werk des früheren Budapester Professors gibt einen guten Überblick über die modernen anthropologischen Anschauungen im weitesten Sinne des Wortes und ist dadurch auch für den Leser, der die scholastisch-aristotelischen Voraussetzungen des Verfassers nicht teilt, wertvoll. U. K.

Brandreth, Henry R. T.: Episcopi vagantes and the Anglican Church.

London 1947. S. P. C. K., 79 Seiten, 6 sh. 6 d.

Es ist nicht einfach, eine den Begriff «episcopus vagans» völlig umfassende Definition zu geben. Auch der früher häufig gebrauchte Ausdruck «Abenteurerbischof» trifft nicht immer zu. Der am häufigsten gegen sie angeführte Grund ist der, dass ihr bischöflicher Status trotz lauttönender gegenteiliger Ansprüche zweifelhaft ist und dass, selbst wenn die Weihen gültig sein sollten, ihre Ausübung nicht legitim ist. Häufig ist eine «Kirche» scheinbar eher für den Bischof als der Bischof für die Kirche da. Die Frage der Gültigkeit der Konsekrationen ist ebenfalls ein schwieriges Problem, da solche, die eher der zu konsekrierenden Person als der Sache der Kirche wegen vorgenommen werden, nicht als gültig anzusehen sind, von der Intention ganz abgesehen.

Mit diesen Problemen befasst sich Brandreth, der eine gute Übersicht über die Geschichte und Entwicklung der verschiedenen Sukzessionslinien sowie ausführliche Listen der in ihnen stehenden Bischöfe gibt. Mathew, Vilatte und Ferrette sind die hauptsächlichsten Stammväter, von denen verschiedene grössere oder kleinere (manchmal nur auf dem Papier stehende) Gemeinschaften ihre «gültig» geweihten Bischöfe herleiten. Daneben gibt es noch eine Reihe solcher, deren Weihen aus andern Quellen fliessen.

Brandreth betont, dass nicht alle ep. v. über einen Kamm geschoren werden können. Er sei im Verlaufe seiner Forschungen mit einer Reihe von ihnen in Verbindung gekommen und habe einige schätzen gelernt. Dies kommt in seinen Ausführungen zu stark zum Ausdruck. Bei der Mathewlinie wären unbedingt die tiefschürfenden Ausführungen von Bischof Ed. Herzog in I. K. Z. 1915, S. 271 ff., heranzuziehen gewesen, während bei Vilatte Bischof Grafton nicht als einziger Zeuge hätte gelten dürfen. Die Belebung der Ferrettelinie und die phantastische Verschmelzung der verschiedensten Linien durch eine Hin- und Herweiherei (sit venia

verbo!) sondergleichen sowie die vielen bedingungsweisen Konsekrationen in einer anderen Linie sind mehr als eine falsche Auffassung, dass der Betreffende eher Bischof einer bestimmten Sukzessionslinie als der Kirche Gottes ist. Das ist Blasphemie.

Bei «Bischof» Bell (S. 29) hätte nicht nur berichtet werden sollen, dass er sich bei Carfora als vom Bonner altkatholischen Bischof konsekriert eingeführt habe, sondern die Tatsache, dass sein Konsekrator Brothers die Konsekration als null und nichtig in einer feierlichen Bulle erklärte. Der Ausdruck «französische Liturgie der christkatholischen Kirche in Bern» (S. 31) ist zum mindesten irreführend. In der Liste der Carforabischöfe fehlt mindestens Bischof Donahue, während ausser Herzog kein anderer von Geyer konsekrierter Bischof angegeben ist. Im Verhältnis zu den Ausführungen über Winnaert, von dessen Aufnahme in die orthodoxe Kirche seiner Zeit mehr Aufhebens gemacht wurde als seiner Wichtigkeit entsprach, sind die Mariaviten, von denen festzustellen wäre, ob sie überhaupt zu den ep. v. gehören, zu unvollständig und knapp behandelt. Zudem ist Bischof Feldmann schon 1942 ausgeschieden und infolgedessen nicht das gegenwärtige Haupt der Mariaviten (S. 75).

Canon Douglas schrieb ein instruktives Vorwort, in dem er der Meinung Ausdruck gibt, dass in 20 Jahren nur noch Spuren von den ep. v. vorhanden sind. Eine Hoffnung, die sich beim Andauern der jetzigen Vitalität einiger Bischöfe leider wohl kaum erfüllen wird.

Neben einigen interessanten Photographien von Weihe«dokumenten» enthält das Buch auch eine Bibliographie, leider nur in Auswahl, bei der man die I. K. Z. und «Religious Bodies» ungern vermisst. Wie wir erfahren, ist beabsichtigt, einen Nachtrag zu drucken, der hoffentlich die erforderlichen Verbesserungen bringt. Wenn auch das Problem der ep. v. in der anglikanischen Kirche als brennender empfunden wird, so ist die Durcharbeitung des Buches auch für Altkatholiken äusserst wertvoll, da häufig ep. v. und ihr Klerus sich an sie heranzumachen.

P. H. V.

L. Cabral de Moncada: Um Iluminista português de século XVIII.: Luis Antonio Verney Com um «apendice» de novas cartas e documentos ineditos. Coimbra Armenio Smsfo 1941 in Colecção studium temas filosoficos, juridicos e sociais.

Die letzte grosse geistige Bewegung, die nicht nur in ganz Europa sich ausgewirkt, sondern über Länder und Völker hinweg eine enge Gemeinschaft erzielt hat, war unzweifelhaft die Aufklärung. Dies wieder aufgezeigt zu haben, ist das Verdienst des Buches von dem bekannten portugiesischen Juristen L. Cabral de Moncada, der in der Sammlung «Studium» 1941 in Coimbra eine Monographie über den portugiesischen aufgeklärten Priester Luis Antonio Verney herausgab.

Durch den Aufenthalt Verneys in Italien berührt sich die mitteleuropäische Aufklärung, vor allem auch in Österreich, mit der portugiesischen, die de Moncada in den Mittelpunkt seines Forschens stellt. Die Arbeit des portugiesischen Gelehrten zeigt aber auch die Auswirkung der Aufklärung über Europa hinaus, und gerade wegen dieser Horizonsweiterung ist dieses Buch von besonderer Wichtigkeit. Im Anhang veröffentlicht Moncada das erstmalig Briefe Verneys an die Oratorianer in Goya in Indien. Die Oratorianer standen der Aufklärung freundlich gegenüber und waren Gegner des Jesuitenordens. Deswegen die freundschaftliche Verbindung Verneys mit den Oratorianern, den freilich auch verwandtschaftliche Bande mit dem Orden verknüpften. Von Portugal und Spanien ging die europäische Aufklärung nach dem fernen Westen nach Südamerika ebenso wie nach dem fernen Osten nach Indien. Ein für die Geschichte der europäischen Aufklärung sehr bedeutsamer Mann, der General der Augustinereremiten Vasques, kam nicht zufällig aus Südamerika. Er hielt natürlich mit seiner engeren Heimat dauernd Verbindung. Das Bild der europäischen Aufklärung erweiterte sich auf diese Weise weit über Europa hinaus nach Asien und Amerika. Der bedeutendste Mittelpunkt der Weltaufklärung, so dürfen wir sprechen, bleibt freilich, so paradox es klingen mag, wiederum besonders erhärtet durch die Forschungen de Moncadas, Rom. Dies zeigen

vor allem die historisch wertvollen Briefe, die Verney an den portugiesischen Botschafter beim Heiligen Stuhl, Francisco de Almada a Mendonca, geschrieben und die Moncada im Anhang das erstmalig veröffentlicht. Schon diese Briefe allein machen das Buch zu einem Quellenwerk der Aufklärung erster Ordnung, denn hier erhalten die Leser den intimsten Einblick in das Innerste der katholischen Aufklärung mit ihren Kämpfen und Siegen. Der Kampf gilt vor allem den Jesuiten, die als Gegner der Aufklärung gefürchtet sind. Alle ihre Bewegungen werden auf das sorgfältigste beobachtet und registriert. Immer enger wird der Ring, der um die Gesellschaft Jesu gezogen wird. Es ist aber nicht der Kampf gegen die katholische Kirche im allgemeinen, sondern nur gegen die römisch-katholische Kirche, wie sie sich in der Gegenreformation entwickelt hatte. Die engen Verbindungen zwischen der österreichischen und der portugiesischen Aufklärung ergeben sich bereits durch die Tatsache, dass Sebastiano José de Carvalho e Melo, der spätere Marquis Pombal, das Haupt der portugiesischen Aufklärung, von 1745 bis 1749 in Wien portugiesischer Gesandter war und hier mit den Häuptern der österreichischen Aufklärung, vor allem mit van Swieten und seinen Mitarbeitern, zusammentraf. Es ist scheinbar nicht zufällig, dass er gleichzeitig mit van Swieten in Wien eintraf. Kaunitz, der spätere allmächtige Aussenminister Maria Theresias und entschiedener Aufklärer hat die Hände im Spiele. Diese Zusammenhänge gilt es freilich erst vollständig zu erforschen. Wien war ja neben Rom seit 1745 einer der wichtigsten Mittelpunkte der europäischen Aufklärung. Der österreichische Geistliche Gürtler wurde übrigens von den Bahnbrechern der Wiener Aufklärung als Beichtvater der Königin von Neapel, einer Tochter Maria Theresias, nach dem Süden geschickt und war ein wichtiges Verbindungsglied zwischen der Aufklärung und den bourbonischen Höfen und Wien. Das Werk des österreichischen Aufklärers aus dem Freundeskreis van Swietens und Kaunitz', Martini, über das Naturrecht hat Pombal als Lehrbuch in Portugal eingeführt. Die portugiesische Schul-

reform unter Pombal ist überhaupt nicht wenig von der österreichischen beeinflusst.

So zeigen sich schon in den wenigen Hinweisen, anknüpfend an ein Buch, das während des zweiten Weltkrieges in Coimbra erschienen ist, die Zusammenhänge der europäischen Aufklärung. Die Zusammenarbeit auf dem Gebiete der Forschung der europäischen Aufklärung kann zum geistigen Neuzusammenleben der Völker Europas nach dem furchtbaren Weltkrieg wesentlich beitragen.

Halle

E. Winter.

Cullmann, O.: Weihnachten in der alten Kirche. Verlag H. Majer, Basel 1947.

Über den Ursprung des Weihnachtsfestes sind mehrere Publikationen erschienen. Über alle entscheidenden Punkte herrscht noch keine Übereinstimmung. In der vorliegenden kleinen Schrift will der Verfasser die anerkannten Ergebnisse der Forschung mit Einschluss der letzten Ergebnisse einem weiteren Kreis bekanntgeben. Wenn er in den Schlussfolgerungen einer Überschätzung des Weihnachtsfestes entgegentritt, ist das für die katholische Auffassung nicht angebracht. Nach ihr ist der Höhepunkt der kirchlichen Feiertage Karfreitag und Ostern. Das schliesst nicht aus, dass das Kirchenjahr sachgemäss mit dem Advent anheben kann. *A. K.*

Diem, Hermann: Karl Barths Kritik am deutschen Luthertum. 52 Seiten, Fr. 3.20. Evangelischer Verlag AG., Zollikon-Zürich.

H. Diem nimmt in dieser sehr lesenswerten Schrift die Auseinandersetzung auf mit K. Barth, der schon im Jahre 1935 in seiner Schrift «Evangelium und Gesetz» gegen das deutsche Luthertum unserer Tage den Vorwurf erhoben hatte, dass es auf Grund einer falschen Vorordnung des Gesetzes vor das Evangelium die beiden Bereiche des Staates und der Kirche in unzulässiger Weise isoliere und damit der Selbstherrlichkeit des nationalsozialistischen Staates Vorschub geleistet habe. Diem weist, sich auf die einschlägigen Untersuchungen Ernst Wolfs und Harald Diems stützend, nach, dass dieser Vorwurf,

dessen Berechtigung anerkannt wird, wohl das neuere Luthertum, nicht aber oder doch in weit geringerem Masse Luther selbst zu treffen vermag. *U. K.*

Weckerling, Rudolf: Die evangelische Kirche zwischen Ost und West. 16 Seiten, Fr. —.80. Evangelischer Verlag AG., Zollikon-Zürich.

In diesem Vortrag unterzieht R. Weckerling, Pfarrer in Berlin-Spandau, die Vorgänge in der heutigen evangelischen Kirche Deutschlands einer scharfen und schonungslosen Kritik. Seine Hauptforderung ist, dass die Kirche «sich nicht nach dem Westen absetzt, sondern in der Spannung zwischen Ost und West lebt und mit dem Evangelium den Menschen und Mächten begegnet». *U. K.*

Ellul, Jaques: Le fondement théologique du droit. 109 Seiten, Franken 4.25. Delachaux et Niestlé S. A., Neuchâtel.

Die Frage einer christlichen «Begründung» des Rechtes im umfassenden Sinne des Wortes gehört zu den dornenvollsten Problemen der Theologie. Was vorliegende Schrift auszeichnet, das ist die Klarheit, mit der in Anlehnung an K. Barth und Visser't Hooft eine christologische Begründung des Rechtes in kritischer Auseinandersetzung mit dem herkömmlichen Naturrecht versucht wird. Zwar wird in der Kritik am stoischen und thomistischen Naturrecht in etwas allzu summarischer Weise verfahren, hingegen werden in den allgemeinen Erörterungen über das Problem des Naturrechts sehr viel richtige und wichtige Dinge gesagt, vor allem in bezug auf das Naturrecht als Phänomen und Lehre, als theologisch-philosophische und als juristische Doktrin. *U. K.*

Quievreux François: Les Parables. 262 Seiten. Delachaux et Niestlé S. A., Neuchâtel.

Der Verfasser, ein theologischer Laie, sah sich durch das Studium der Glasmalereien der Kathedralen Frankreichs veranlasst, sich eingehender zu beschäftigen mit den Kommentaren, die das christliche Altertum und

Mittelalter zu den Gleichnissen Jesu gegeben hat. Auf Grund kunsthistorischer und theologiegeschichtlicher Studien kommt der Verfasser zum Schluss, dass sowohl durch die bildlichen Darstellungen in den Glasmalereien (vor allem der Kathedrale von Bourges) wie durch die allegorische Schriftauslegung der Väter und Lehrer der Kirche die grossen Glaubensmysterien, das Geheimnis der Kirche, die Einheit von Altem und Neuem Testament usw. bezeugt werden sollen. Das Buch will weniger eine wissenschaftliche Untersuchung als ein Beitrag zur Erneuerung der Kirche der Gegenwart sein. U. K.

Grote, Gerrit: Die Nachfolge Christi oder das Buch vom inneren Trost.

In dem Text vom Jahre 1384 tünlichst wiederhergestellt, verdeutscht und erklärt durch F. Kern. Verlag Otto Walter AG., Olten 1947. Preis Fr. 12.—.

Aus der Einleitung erfahren wir, dass in den letzten Jahren die Untersuchungen über die Autorschaft der *Imitatio* wieder aufgenommen worden sind. Den beiden Gelehrten Paul Hagen und P. Jacob van Ginneken S. J. sei der Nachweis gelungen, dass das Buch nicht Thomas von Kempen, sondern dem Urheber der *devotia moderna*, Gerrit Grote, selbst zugeschrieben werden muss. Der heutige Text ist wiederholt überarbeitet worden, Thomas von Kempen erscheint als dritter Bearbeiter. Es sei nun möglich geworden, den ursprünglichen Text herzustellen. Das Buch ist darnach aus vier voneinander unabhängigen Sammlungen der religiösen Tagebücher Grotés entstanden. Die textkritischen Arbeiten sind noch nicht abgeschlossen, der lateinische Urtext wird erst später erscheinen. Doch sei das Wichtigste klargestellt. Das hat wohl den Übersetzer veranlasst, schon jetzt mit seiner Arbeit an die Öffentlichkeit zu treten. Zudem sind keine Übersetzungen mehr zu bekommen. Sprache und Text sind frei von allen Zutaten, so dass das Wort spröder erscheint, was der Übersetzer zu wahren sich bestrebt. Ein Vergleich mit andern Übersetzungen bestätigt das auf die ersten Leseproben. Der Übersetzung ist eine ausführliche Lebensskizze des Gerrit Grote beigelegt, ein treffliches

Bild des Wesens und der Tätigkeit dieses seltsamen Mannes. Anmerkungen über die Literatur, über die einzelnen Bücher, über die Anlage dieser Auflage, über die Bibelzitate, vor allem aber ausführliche Bemerkungen und Erklärungen zum Text der einzelnen Kapitel schliessen die gut ausgestattete Publikation. A. K.

de Quervain, A. Glaube und Humanismus. Evangelischer Verlag AG., Zollikon-Zürich 1947. 28 Seiten. Preis Fr. 1.60.

Erbin und Verwalterin des Humanismus ist die römisch-katholische Kirche, lebendig ist er in der Kirche von England, vertreten wird er von orthodoxen Denkern. Die evangelische Theologie steht nicht in dieser Reihe. Sie geht aber beim Menschen nicht vorbei, um Gott allein zu hören. «Gerade darin wird Gott geehrt, dass der Mensch in Jesus Christus und um Jesu Christi Willen die Würde empfängt, von der der Humanismus dann ein Ausdruck sein kann.» Die evangelische Theologie protestiert «gegen eine humanistische Religion und Theologie, die Jesus Christus ganz oder auch nur ein wenig verdrängt», die nicht ausschliesslich im Glauben an Christus begründet ist. Der Verfasser hält eine Aussprache mit dem angelsächsischen Humanismus für notwendig, setzt sich aber mit dem der römisch-katholischen Kirche kurz auseinander. Für die Auffassung eines Maritain wird die evangelische Theologie Verständnis zeigen, lehnt sie aber ab, da sie sich wohl auf Christus beruft, aber sich auch auf Philosophie und Naturrecht gründet, wodurch der Verkündigung des Evangeliums, dem ausschliesslichen Glauben an Christus, Abbruch getan wird. A. K.

Pfeffermann, Hans. Die Zusammenarbeit der Renaissancepäpste mit den Türken. Mit Geleitwort von Prof. Fritz Blanke, Zürich. Mondialverlag, Winterthur 1946. XI, 256 Seiten.

Einleitend schildert Pfeffermann auf Grund einer umfassenden Kenntnis der politischen wie der Wirtschaftsgeschichte die historische Situation um die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Wirtschaftliche Momente, wie das Alaunmonopol der Kurie für den europäischen Handel, spielten, wie der Schweizer Historiker mit Recht feststellt, keine geringe Rolle in dem Gegensatz zwischen Papsttum und Osmanentum. Sehr gut arbeitete Pfeffermann den Übergang im Kampf gegen die Türken vom Kreuzzug zum defensiven Grenzschutz heraus. Selbstverständlich ist das Buch Pfeffermanns auch ein Beitrag zur osteuropäischen Geschichte im weiteren Sinne; Polen, Ungarn, die Tschechoslowakei treten auf. Eine stärkere Rücksichtnahme besonders auch auf Russland in dieser Zeit wäre dem Buche sehr zugute gekommen. Manche Tatsachen wären in einem neuen Lichte erschienen oder, hätten wenigstens kräftigere Farben erhalten, denn dem Kampf gegen die Türken entspricht der Kampf gegen die Russen, die mit Juden und Hussiten in den Predigten Capistranos in der Mitte des 15. Jahrhunderts auf eine Stufe gestellt werden. Es ist nicht zufällig, dass die Renaissancepäpste eine ebenso ungewöhnliche Politik den Russen gegenüber trieben, wie sie es den Osmanen gegenüber taten.

Die Gründe für den Aufstieg des osmanischen Reiches werden bei der Lesung des Buches ebenso klar wie der Zerfall des in sich uneinigen Abendlandes. Sehr treffend sind die Porträts der wichtigsten Türkenkämpfer und die erste Begegnung zwischen islamischen Türken und christlichem Europa geschildert. Pfeffermann schaut gründlich unter den Mantel der Gesta Dei und entdeckt hier sehr egoistisches weltliches Streben. In manchem erscheinen freilich die Tatsachen in einem härteren Lichte, als sie wirklich zu sehen sind, da Pfeffermann die Szenen aus den Zusammenhängen herausgestellt intensiv beleuchtet. In der Beurteilung der Türkenpolitik Pius II., des früheren Silvio Piccolomini, müsste Nikolaus von Cusa herangezogen werden. Dieser bedeutende europäische Denker war als Spezialgesandter des Abendlandes in Konstantinopel und schrieb grundsätzliche Erwägungen zu dem Problem Islam und Abendland. Von hier können sehr wesentliche Rückschlüsse auf das wahre Denken Pius II. gemacht werden.

Ausführlich schildert Pfeffermann den sogenannten Dschemhandel, über den Papst und Sultan ins Geschäft kommen. Anders lässt sich wohl diese grauenhafte Episode in der Weltgeschichte kaum bezeichnen. Der osmanische Kronprätendent Dschem wurde zu Erpressungen am Sultan benützt. Als Verdienst ist es anzusehen, dass Pfeffermann die Weisung Alexanders VI. an seinen Gesandten Buzardo für die Verhandlungen mit der Pforte im Wortlaut mit Kommentar bringt. Diese Weisung offenbart die ganze Verruchtheit der christlichen Politik am Ausgang des 15. Jahrhunderts. Der Sultan ist in diesem Spiel der weitaus weniger Durchtriebene und Kämpferische.

Ein Höhepunkt des Buches Pfeffermanns ist das Kapitel über die Reformation und die Türken. Hier zeigt sich besonders plastisch die Wandlung vom Kreuzzugsgedanken zum Türkenkrieg. Luthers unpolitisches, rein religiöses Streben wird auch in dieser Beleuchtung offenbar. Türken und Reformation tragen in Wechselwirkung dazu bei, dass die Hegemoniepläne des Hauses Habsburg zum Scheitern kommen.

Die soziale Lage in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts hat nicht wenig zu den geringen Erfolgen im Kampfe gegen die Türken beigetragen. Der unterdrückte Bauer sah im Türken keine Gefahr, ähnlich wie er vor hundert Jahren sich nicht vor den Hussiten gefürchtet hatte. Dies erklärt manche Erfolge der Türken. Der Zusammenhang zwischen Ostkirche und Reformation müsste schärfer herausgearbeitet werden; es würde sich dann erweisen, wie weit hinter diesen Zusammenhängen die türkische Politik stand. Jedenfalls sah der Sultan in Luther einen Bundesgenossen. «der es in seinem Reiche gut haben würde».

Die wichtige Funktion von Türken und Protestanten in den Beziehungen der europäischen Mächte untereinander macht die Arbeit Pfeffermanns besonders deutlich. So wird es auch verständlich, dass der Papst Klemens VII. sich der Türken zu bedienen gedachte, um seine international führende politische Stellung wieder zu erobern. Und was Klemens VII. dachte, führt Paul III. durch. Er

spielte ohne Gewissensbedenken die Türken gegen den Kaiser aus, nachdem vorher der «allerchristlichste König» von Frankreich durch das Zusammengehen mit den Türken grosse politische Vorteile gezogen hatte. Erst wenn die Türkenpolitik der Päpste genau studiert wird, versteht man die Fortschritte des Protestantismus in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Als durch die siegreiche Schlacht des Kaisers bei Mühlberg über den Schmalkaldischen Bund die Stellung des «Ordnens der Christenheit» eine dominierende wurde, blickte der Papst auf die Türken als eine Entlastung in dieser von ihm als Gefahr gesehenen Kaisermacht. Der Papst Paul III. ist es daher, der den König von Frankreich zu einem Offensivbündnis mit den Türken gegen den Kaiser drängt. Der Türke erwies sich wiederum einmal als der moralisch Höherstehende, da er einen Angriff mit dem Hinweis auf den zu Recht bestehenden Waffenstillstand ablehnte.

Der Höhepunkt der kurialen Politik den Türken gegenüber wird aber unter Paul IV. erreicht. Es ist eine der Paradoxien der Weltgeschichte, dass gerade der Begründer der Inquisition, die für die Glaubensreinheit durch Gewaltanwendung eine so wichtige Rolle in der europäischen Konfessionsgestaltung spielt, am skrupellosesten sich der Türken als Bundesgenossen bedienen möchte. Es mag sein Nepote Carlo Caraffa nicht wenig Schuld an dieser Politik des Papstes tragen, aber Pfeffermann weist nach, dass der Papst keineswegs allein durch seinen Neffen auf diese Bahn gedrängt wurde.

Zum Schluss fasst Pfeffermann die Ergebnisse seiner Forschungen in einem eigenen Kapitel: «Ideologischer Hintergrund und politische Atmosphäre der päpstlichen Türkenallianz» zusammen. In diesem Kapitel verfolgt der Verfasser die Türkenpolitik der Kurie noch einmal beinahe durch ein Jahrhundert. Die Inkongruenz von Politik und Ideologie kommt dabei zur klassischen Darstellung. Dass die Päpste und die Kaiser nicht so schuldig wurden, wie der «allerchristlichste König» Franz I., des offenen Bundesgenossen der Türken, lag keineswegs, wie Pfeffermann überzeugend darstellt, an ideologischen Hemmungen,

sondern an den Türken, denen solche Anbiederung widerstand.

Wertvoll ist auch die zusammenfassende Schilderung der Bedeutung der sogenannten fuorisciti in der europäischen Politik und Kultur. Die fuorisciti waren jene Italiener, die die politische Macht der Habsburger in Italien leidenschaftlich ablehnten und deswegen meistens als Emigranten ausserhalb Italiens leben mussten.

Die Verbindung der Päpste mit den Türken ist das Resultat der Nöte eines verweltlichten Papsttums, das keine Hemmungen kennt. Es nimmt die Hilfe, woher sie kommt. Daraus versteht sich die Paradoxie, dass das Papsttum im europäischen Kräftespiel offensichtlich auf seiten der Türken stand. Dass dieses Spiel mit Paul IV. zu Ende ging, ist nicht nur darauf zurückzuführen, dass das Papsttum wieder mehr vergeistlichte, sondern vor allem, weil sich die Türkenhilfe als Chimäre erwies. Ausserdem war der Kirchenstaat in dieser Zeit trotz aller Anstrengungen der Päpste aus dem Konzern der Grossmächte in Europa endgültig ausgeschieden. Auch die Anstrengungen der Renaissancepäpste konnten an dieser in der wirtschaftlichen und politischen Gesamtlage Europas begründeten Tatsache nichts ändern.

Das ausgezeichnet geschriebene Buch Pfeffermanns ist gerade heute nicht nur mit grossem Genuss, sondern auch mit grossem Gewinn zu lesen. Sapienti sat ist das ungeschriebene Motto des Buches. Möge es auch wirklich verstanden werden und durch dasselbe die Gefahr der Verweltlichung von Religion und Kirche in ihrer ganzen Abgründigkeit erkannt werden. Die Paradoxien, zu denen eine Politisierung des Geistlichen logisch führen muss, sind in der letzten Zeit kaum deutlicher, aber doch absolut sachlich, aufgezeigt worden wie durch dieses Buch. *E. Winter.*

«Die Regel des heiligen Benedikt», übersetzt und kurz erklärt von Dr. P. Eugen Pfiffner. Benziger Verlag 1947. 182 Seiten. Fr. 6.50 bzw. Fr. 8.80.

Der hl. Benedikt hat seine Regula nach 534 auf Monte Cassino im Vulgärlatein seiner Zeit geschrieben. Das Autograph ist verbrannt. Als bester

Text gilt heute die um 820 entstandene Abschrift (Codex 914 von St. Gallen).

Der Dekan des Klosters Einsiedeln übergibt hier der Öffentlichkeit eine deutsche Übersetzung in flüssiger Sprache, mit kurzen Anmerkungen, die vor allem den Philologen verraten.

Das Büchlein dient nicht nur klösterlichem Gebrauche; dort wird es dreimal jährlich in Chore vorgelesen, worauf die Datumsangabe am Rande der einzelnen Abschnitte hinweist. Der Geist, der sich durch die «heilige Regel» hindurchzieht, ist der Geist des Evangeliums; die Regel ist von Schrifttexten und Väterzitate durchwoben. Christus soll das Ideal des Mönches sein. Darum wird auch heute jeder, der Christus nachfolgen will — wenn auch mitten in der Welt und in einer Familiengemeinschaft —, in der Regula lebensnahe Beziehungen finden, wird sich selbst angesprochen fühlen von ihrem Geiste, ja angerufen von Gott selbst.

J. F.

Bolzano-Brevier. Sozialethische Betrachtungen aus dem Vormärz. Ausgewählt und herausgegeben von Prof. Dr. Eduard Winter. Verlag Josef Friedrich, Wien 1947.

Bolzano gehört zu den selbständigen katholischen Theologen der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die an der Überwindung der Aufklärung arbeiteten, in ihren Bestrebungen aber in Konflikt mit den kirchlichen, Bolzano auch mit den staatlichen Behörden gerieten. Er beschäftigte sich mit ethischen und sozialen Problemen und bekämpfte den Endaimonismus der Aufklärung durch eine selbständige Auffassung des obersten Sittengesetzes. Gedanken darüber hatte er in den 1813 publizierten Erbauungsreden niedergelegt, die seinen Gegnern Material boten, dass er 1820 von dem Lehrstuhl über Religionswissenschaft an der Universität Prag abberufen wurde und bis zu seinem Tod im Jahre 1848 als Privatgelehrter lebte. Markante Stellen aus der genannten und noch zwei andere Schriften machen den Inhalt des «Breviers» aus, lebendige Zeugnisse, dass ihr Urheber seiner Zeit weit vauseilte und auch der unsrigen als hochstehender sozial denkender Christ viel zu sagen hat. Die Schrift wird durch eine klare

Schilderung der sozialethischen Auffassungen Bolzanos durch den Herausgeber eingeleitet.

A. K.

Winter, E. Josef II. Von den geistigen Quellen und den letzten Beweggründen seiner Reformideen. Wien 1946. Bindenschild-Verlag.

Die Frage nach den weltanschaulichen Zusammenhängen, die hinter dem Reformwerk Kaiser Josefs II. standen, ist schon öfters aufgeworfen worden. Aber die Schwierigkeiten einer richtigen Beantwortung dieser Frage äussern sich darin, dass von verschiedenen Forschern ganz verschiedene, ja sich gegensätzliche geistige Strömungen als der angebliche Nährboden der Josefinischen Ideen genannt worden sind. Wo die einen Einflüsse der Enzyklopädie und der Freimaurerei sahen, suchten andere den Ugrund in den spätmittelalterlichen Vertretern der absolutistischen Staatslehre, den sogenannten Regalisten des XIV. Jahrhunderts!

Der sudetendeutsche, jetzt in Wien ansässige Historiker E. Winter ist bemüht, dieses Problem einer Lösung zuzuführen, die dem gegenwärtigen Stand der Forschung entspreche. Der verdienstvolle Verfasser des umfangreichen Werkes über den «Josefinismus und seine Geschichte» (Brünn 1943) scheint die Voraussetzungen zu diesem Anliegen in hohem Masse zu besitzen. Das vorliegende Essay gewährt in knapper Form sowohl eine schöne Charakterstudie des Kaisers als auch einen Einblick in die Geistesgeschichte des XVIII. Jahrhunderts.

Der Grundgedanke Winters ist folgender: Der Schlüssel zum Verständnis der Eigenart des Josefinismus muss nicht so sehr in den objektiven Zeitströmungen wie in der ganz persönlichen Veranlagung des Kaisers selbst gesucht werden. Zwei Beweggründe waren für die Handlungsweise Josefs II. ausschlaggebend. Erstens ein echter und starker Sozialinstinkt: der Wunsch für das allgemeine Wohl zu wirken, sich besonders der Schwachen und Unterdrückten anzunehmen. Zweitens ein selbstherrlicher Wille, eine ausgeprägte Vorstellung von der eigenen kaiserlichen Majestät, die, ohne auf die Widerstände Rücksicht nehmend, direkt auf die letzten Ziele

lossteuert und Menschen mit Gewalt zu beglücken versucht. Bei solchen charakterlichen Voraussetzungen hatte sich Josef II. nie einer einzigen geistigen Strömung verschreiben können. Seine Regierung ist ein ausgesprochenes persönliches Regiment. Auf Grund praktischer Erfahrungen sowie umfangreicher, wenn auch dilettantischer Lektüre, ist der kaiserliche Autodidakt bestrebt, zu einer selbständigen Meinungsbildung über die einschlägigen Probleme zu gelangen, um sodann die erworbenen Überzeugungen mit grosser Zähigkeit in die Tat umzusetzen. Es kümmert ihn dabei wenig, dass die Ideen, ohne Rücksicht auf theoretische Konsequenz, kompilatorisch aus verschiedenen geistigen Systemen entlehnt werden. «Deswegen ist ja auch eine Quellenanalyse (des Josefinismus) so reizvoll, weil sie gleichzeitig eine Geistesgeschichte des XVIII. Jahrhunderts darstellt.» (S. 34.)

In sorgfältigen Analysen werden von dem Verfasser die einzelnen Elemente herausgehoben. Der Einfluss des philosophischen Enzyklopädismus auf Josef II. wird verneint; die tiefe, kirchliche Frömmigkeit des Kaisers, die auch von seinen kurialen Gegnern anerkannt werden musste, stand dem im Wege. Um so stärker war der Einfluss des Jansenismus und der sogenannten katholischen Aufklärung, die das Kirchenleben vom barocken Ballast befreien wollte und eine besondere Pflege der Seelensorge anstrebte. Für die Geltung des Jansenismus in Wiener Hofkreisen war die Zugehörigkeit Belgiens zur Monarchie, wo die in Frankreich unterdrückte Strömung ihren Hauptstützpunkt fand, von besonderer Bedeutung. Hinzu kommen selbstverständlich die literarischen Vorkämpfer der staatlichen Suprematie in der Kirche (Gallikanismus, Febronianismus), wie überhaupt die Theoretiker des Absolutismus (z. B. Bossuet, der während des ganzen XVIII. Jahrhunderts in Österreich eifrig nachgedruckt und gelesen wurde).

Seinen volkswirtschaftlichen Ansichten nach ist Josef II., wie es in einem hübschen Brief an seine Mutter heisst, «Atheist, was finanzielle Glaubensbekenntnisse anbelangt». Vorurteilslos möchte er die Vorzüge des

merkantilistischen und des physiokratischen Systems vereinigen und hat das als Wirtschaftspolitiker tatsächlich auch getan, indem er sich einerseits für positive Aussenhandelsbilanz und industrielle Schutzzölle, andererseits für die Hebung des Bauernstandes und direkte Grundsteuer einsetzte.

Trotz der Mannigfaltigkeit der Quellen, aus denen die Reformideen des Kaisers gespeist worden sind, geht durch Josefs II. politisches Werk ein einheitlicher Zug, der nicht in der Konsequenz eines theoretischen Systems, aber in der charakterlichen Konsequenz des Schöpfers beruht. Dazu gehört z. B. ein gewisser hausbackener Utilitarismus, das Streben nach sozialer Nützlichkeit in ihrer handgreiflichsten, nämlich wirtschaftlichen Form. Wenn Josef II. in seiner grossartigen Strafrechtsreform die Folter abschaffte und während seiner Herrschaftszeit nie ein Todesurteil vollstrecken liess und es regelmässig in lebenslängliche Zwangsarbeit umwandelte, so spielte dabei, neben Gründen der Menschlichkeit, die Überzeugung eine Rolle, man müsse auch den Verbrecher für die Gesamtheit nützlich machen können. Ähnliche volkswirtschaftliche Überlegungen und Motive sind in fast allen Gebieten der Politik Josefs II. nachweisbar mitentscheidend gewesen, so z. B. in seinen kirchlichen Reformen, wie in den Bemühungen um das Volkswesen usw. Ein anderer durchgehender Zug ist die zentralistische Tendenz, der Kampf gegen die unabhängige Stellung der Stände und Länder. Sogar scheinbar ganz fernliegende Fragenkomplexe, wie Bauernbefreiung und kirchenpolitische Massnahmen, wurden mit dem Hintergrundgedanken in Angriff genommen, die Träger der ständischen Autonomie, Adel und Klerus, zu schwächen und die Unterschiede zwischen den Ländern zu nivellieren.

An sich waren die Reformideen Josefs II. nichts Ungewöhnliches. Sie lagen durchaus in der Linie des Zeitgeistes der Aufklärung; die meisten von ihnen sind bereits unter der Regierung Maria Theresias, wenn auch nur vorsichtig und oft andeutungs- und probeweise, eingeleitet worden. Das Neue, was hinzukam, war der Umfang der Reform, das überstürzte

Tempo und die Rücksichtslosigkeit, mit der man sich über die vorhandenen traditionellen Schranken hinwegsetzte. In gewissem Grade war das durch eine natürliche Wandlung des Zeitgeistes gerechtfertigt. Maria Theresia gehörte noch halb und halb zu der barocken Periode, während der Sohn ganz in der Aufklärung steht. Aber auch da bleibt eine rein «objektivistische» Deutung unzulänglich. Es waren individuelle Charaktereigenschaften Josefs II., die seinem Werk das endgültige Gepräge gaben. Hier lag das Verhängnis des Josefinismus. Des Kaisers übersteigertes Selbstvertrauen, sein Starrsinn und seine Hast, mussten, nach den ersten Einbrüchen in die Fronten der Tradition, die Widerstände in allen Richtungen versteifen. Eine besonders fatale Neigung Josefs II. war sein beissender Hohn, mit dem er die Gegner persönlich zu treffen, zu beleidigen und gegen sich aufzubringen verstand. An dem ver Hundertfachen Widerstand mussten auch die hohe Begabung, Fleiss und lautere Absicht des Kaisers zerschellen. Maria Theresia, die als Herrscherin einen genialen Takt und

als Mutter eine genaue Kenntnis ihres Sohnes hatte, ahnte diese Entwicklung im Voraus und versuchte vergeblich, Josef zu warnen.

Der Historiker E. Winter behandelt mit Vorliebe «Grenzprobleme», und zwar im doppelten Sinne des Wortes. Erstens als Probleme der Grenzländer, für die er, aus einem Grenzland stammend, viel Verständnis hat. Hinzu gehören die Werke «Tausend Jahre Geisteskampf im Sudetenraum» und «Byzanz und Rom im Kampfe um die Ukraine». Zweitens Grenzprobleme zwischen verschiedenen sachlichen Gebieten, insbesondere zwischen Kirchen- und Religionsgeschichte einerseits und allgemeiner Kultur- und politischer Geschichte andererseits. Dadurch werden neue, lehrreiche Perspektiven erschlossen. Auch an das grosse geistesgeschichtliche Problem des Josefinismus ist Winter ursprünglich als Kirchenhistoriker herantreten.

Die gediegene literarische Gestaltung der Winterschen Schriften möge nicht unerwähnt bleiben.

Dr. I. Lysiak-Rudnyckyj.